



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Die Frau Bürgermeisterin.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Material zur Bemannung und in der Rube von Pola einen der besten Kriegshäfen der Welt besitzt. Erst dem späteren Kaiser von Mexico war es als Erzherzog Maximilian vorbehalten, mit sorgsamer Pflege einen Aufschwung der österreichischen Marine herbeizuführen, doch scheinen sich seit dem Tode des Admirals Tegethoff die Fortschritte wieder zu verlangsamen. Auch hier mögen die Finanzen hindernd auf die Entwicklung einwirken, wenigstens legt das Marinebudget, dessen Höhe namentlich im Vergleich zu dem doch sparsam wirtschaftenden deutschen Reiche sehr gering erscheinen muß, eine derartige Vermutung nahe. Osterreich verfügt zur Zeit über 11 Panzerschiffe, unter denen acht sogenannte Kasemattschiffe zusammen 108 Geschütze führen, und im Ganzen mit sämtlichen Schulschiffen, Hulkts und Tendern unter Einschluß zweier Monitors auf der Donau über 65 Fahrzeuge mit 320 Geschützen, zu deren Bemannung 9895 Matrosen erforderlich sind.

Auch in der Flotte findet ausschließlich die Uchatiuskanone Anwendung. Ihre Anfertigung geschieht in Pola, wo auch die ganze Panzerung und zwar von besondrer Güte hergestellt wird. Die österreichische Flotte unterhält keine auswärtigen Stationen, und bei der Beschränktheit der verfügbaren Mittel finden auch Übungsexpeditionen außerhalb des mittelländischen Meeres selten statt, ein Umstand, unter dem die seetüchtige Ausbildung von Offizieren und Mannschaften bis zu einem gewissen Grade leiden muß.

Jedenfalls bildet die österreichisch-ungarische Kriegsmacht mit ihrem vorzüglich geschulten Offiziercorps und dem vorzüglichen Material an Menschen und Pferden ein gut gegliedertes und trefflich in einander gefügtes Ganze. Wie dieselbe sich als achtunggebietender, ebenbürtiger Gegner darstellt, so erscheint sie als doppelt begehrenswerter Bundesgenosse, und wir im Reiche können nur hoffen, daß es bei etwaigen späteren kriegerischen Verwicklungen uns vergönnt sein werde, mit den Stammesbrüdern an der Donau Schulter an Schulter zu kämpfen.



## Die Frau Bürgermeisterin.



err Georg Ebers, dessen Name bisher untrennbar schien von dem alten Egypten und dessen Nachbarländern, hat die Welt vor kurzem mit einem Werke aus ganz andrer Zeit überrascht. Mit Erstaunen vernahm man die Ankündigung, die, wie gewöhnlich, schon einige Wochen vor dem Erscheinen des Buches durch die Blätter ging, daß der „berühmte Egyptologe“ seinen diesjährigen Weihnachtsroman in Holland

zur Zeit der niederländischen Freiheitskämpfe spielen zu lassen gedente. Man durfte begierig sein, wie Herr Ebers sich auf diesem von seiner bisherigen Domäne so verschiedenen Gebiete bewegen würde; ob es ihm auch hier gelingen würde, so „sensationelle“ Erfolge zu erzielen, wie mit seinen ägyptischen Romanen. Außerlich ist ihm dies in der That geglückt; denn zu Weihnachten lag der neue Roman\*) bereits in neunter Auflage vor.

Mit berechtigter Neugier wird jeder Leser an die Lektüre desselben gegangen sein, und die kleine Zahl der Verständigen und Urteilsfähigen gewiß mehr mit Zweifel als mit Zuversicht. Denn wer in Ägypten, dem alten wie dem modernen, noch so gut zu Hause und ein noch so zuverlässiger Führer und Interpret sein mag, von dem wird man nicht verlangen, daß ihm das sechzehnte Jahrhundert unsers Volkes so wohl vertraut sei, daß er wagen könne, es uns im Spiegel der Dichtkunst vorzuführen. Wenn Gustav Freytag zur Abwechslung einmal einen Pharaonenroman ankündigen wollte, er würde ganz demselben Mißtrauen begegnen.

Diesem Mißtrauen vorzubeugen, ist wohl auch die dem Romane vorgedruckte Widmung bestimmt, die an Freifrau Sophie von Brandenstein, geborne Ebers gerichtet ist, und in der Herr Ebers die Beschäftigung mit der Geschichte Hollands, der Heimat seiner Mutter, als alte Lieblingsneigung hinstellt, der Geschichte, aus deren glorreichstem Abschnitt, wie er sagt, er schon vor siebenzehn Jahren das Material geschöpft hat, das seitdem brachgelegen. Ob aber diese subjektive Legitimation des Autors sich auch objektiv als gültig erweist, ob die Ansprüche, die man an einen historischen Roman zu stellen berechtigt ist, von dem neuen Buche erfüllt werden, wird eine vorurteilsfreie Prüfung desselben ergeben. Auf die Rücksicht freilich, die Herr Ebers von der Adressatin seiner Widmung erwarten zu dürfen glaubt, wird er beim Publikum nicht rechnen können und wohl auch nicht rechnen wollen. Auf Rücksicht hat nur der Dilettant Anspruch; und auch dieser billigerweise nur da, wo allein er hingehört, im Kreise guter Freunde. Das Kunstwerk, das an die Öffentlichkeit tritt, will nicht mit Rücksicht beurteilt werden, zumal wenn es einen so bekannten Namen an der Stirne trägt, daß sein äußerer Erfolg von vornherein außer Frage steht. Wer dessen sicher sein kann, daß sein Buch auf seinen bloßen Namen hin in tausenden von Exemplaren gekauft wird, der wird sich auf eine strenge Prüfung gefaßt machen müssen, und er wird dieser um so ruhiger entgegensehen können, als doch billigerweise von ihm zu erwarten ist, daß er selbst an sich und seinem Werke die schärfste Kritik geübt habe, um nicht etwa dem Glanz seines Namens Eintrag zu thun oder sich den begründeten Reklamationen derer auszusetzen, die sich in den an seinen Namen geknüpften Erwartungen getäuscht sehen. Lassen

\*) Die Frau Bürgermeisterin. Roman von Georg Ebers. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt (vormals E. Hallberger).

wir daher die Bitte um Nachsicht als Bescheidenheitsphrase auf sich beruhen (denn im Ernste wird Herr Ebers sicherlich nicht der Ansicht sein, daß das, was der Nachsicht einer liebevollen Tante bedarf, für das laufende und zahlende Publikum gut genug sei) und wenden wir uns dem Buche selber zu.

Der Roman spielt, wie schon angedeutet, zur Zeit der niederländischen Unabhängigkeitskämpfe und hat zum Hintergrunde die Belagerung von Leyden im Sommer des Jahres 1574, jene für den ferneren Verlauf des Kampfes so entscheidend wichtige Episode dieses Krieges. Was auf diesem Hintergrunde sich abspielt, ist kurz folgendes.

Maria, die zweite Frau des Bürgermeisters Peter van der Werft, fühlt sich von ihrem um vierundzwanzig Jahre älteren Gatten nicht verstanden. Sie hat gehofft, an seinen Plänen, seinen Sorgen für das öffentliche Wohl teilnehmen zu können, sieht sich aber in dieser Erwartung getäuscht und hat nun eine zeitlang die Idee, unglücklich zu werden. Verschiedene Versuche, Herrn Peter für ihre Auffassung zu gewinnen, scheitern. Endlich, als sie Peter, der, schon durch den Tod seines Kindes gebrochen, an der guten Sache verzweifeln will, mit flammenden Worten zu seiner Pflicht zurückruft, siegt sie; Peter erkennt ihren hohen Geist, die Gatten finden sich.

Neben dieser Fabel her, zum Teil mit ihr verschlungen, geht eine Erzählung von dem Schwesternpaar Hoogstraten. Beide Schwestern, Anna und Henrika, sind von ihrem gewissenlosen Vater einer alten Tante überlassen worden, von welcher die ältere zu einem unglücklichen Ehebunde verleitet, dann vom Vater verstoßen, vom Gatten verlassen worden und nach Italien gegangen ist. Durch den Musiker Wilhelm Corneliussohn, den sie dort kennen gelernt hat, wird sie wieder mit Schwester und Vater vereinigt, nachdem die Tante beim Beginn der Belagerung von Leyden gestorben ist. Die zugleich mit der Tante erkrankte Henrika ist in das Haus des Bürgermeisters geschafft worden — das ist das Band, welches die beiden Stoffe verbindet.

Man hat es also mit zwei ziemlich äußerlich verbundenen Fabeln zu thun, von denen die zweite noch am ehesten darnach angethan ist, sich zu einer richtigen Romanfabel auszuwachsen. Wenn das, was wir uns hier vom Musiker Wilhelm und dem alten Hoogstratenschen Hausmeister Belotti ziemlich kompendiös erzählen lassen müssen, und was deshalb nicht sehr anregend wirkt, weil es eben gar zu kompakt kommt, sich vor unsern Augen abspielte, so könnte daraus allenfalls ein Roman werden: ein ganzes verwickeltes Menschen- und Familienschicksal wäre damit gegeben. Der tolle Junker Hoogstraten, der finstere Don Luis d'Wila, die böse Tante Hoogstraten mit ihrer lange aufgesparten Rache an dem Sohne ihres treulosen Bräutigams, die Schicksale der unglücklichen Anna in dem fremden Italien, ihre Begegnung mit Wilhelm — das alles hätte recht gut eine Erweiterung vertragen. Das alles ist aber in zweite Linie gerückt und hängt eigentlich gar nicht notwendig mit dem zusammen, was der Verfasser in

den Mittelpunkt gestellt hat, mit dem Verhältnis Marias zu ihrem Gatten. Dieses aber reicht als Stoff für einen Roman bei weitem nicht aus; es langte höchstens zu einer Novelle; in einer Novelle, mit sinnigem Ernst und liebevoller Kleinmalerei im Detail gleichmäßig sauber ausgeführt, könnte es recht hübsch wirken. Mehr noch würde der Stoff zu einer humoristischen Behandlung geeignet sein, denn an den Ernst und die Schwere von Marias Kummer kann man nicht recht glauben. Bei grübelnden Naturen, die von Außendingen nicht in Anspruch genommen werden, mag ein solches Motiv zu wirklich ernstem Konflikt führen können; bei der Kerngesundheit der Frau sowohl wie des Mannes hat man von vornherein keine Sorge; man fühlt sich versucht, ihr zu sagen: „Liebes Frauchen, machen Sie sich weiter keinen Kummer. Ihr Mann wird bald sehen, was für eine tüchtige Person Sie sind, die Kopf und Herz auf dem richtigen Flecke hat, und wird sehr bald von selbst auf den Fuß mit Ihnen kommen, wie Sie wünschen. Ihre Ungeduld macht's nicht besser.“ Und es bedürfte sicher nicht der Schrecken der Belagerung von Leyden, um die beiden Gatten völlig zusammenzuführen.

Zwar droht dem ehelichen Frieden noch eine andre Gefahr. Maria hat einen jungen Thüringer Edelmann, Georg von Dornburg, bei der Hochzeit ihrer Schwester kennen gelernt, und es ist zu dem Ansatze eines Liebesverhältnisses zwischen ihnen gekommen. Jetzt findet Georg, als englischer Söldner nach Leyden verschlagen, Maria als Frau wieder, und es regen sich in beiden die damals verschwiegenen Gefühle. Aber der „unbändige, mit allen Gaben (?) verschwenderisch ausgestattete Jüngling“ will uns keine rechte Gefahr für Maria scheinen. Fühlte sich die junge Frau um der Staatsgeschäfte willen, für die sie etwa kein Verständnis hätte, von ihrem Gatten vernachlässigt und sehnte sie sich nach feuriger Liebe, dann möchte wohl ein solcher Fant ihrem innern Frieden gefährlich werden; aber „die Schülerin, ja die (sic) Freundin des gelehrten Groot, die im Verkehr mit hochgebildeten Männern herangewachsene junge Frau, die begeisterte Patriotin, die da fühlt, daß sie ihrem Gatten mehr, weit mehr zu gewähren imstande sei, als er von ihr begehrt“ — für sie ist besonders unter den ernstesten Zeitverhältnissen eine solche Jugendliebe keine rechte Gefahr. Und zumal bei dem trotz seiner „Unbändigkeit“ ausnehmend ehrbaren Georg. Seine ganze Leidenschaft gipfelt ja in dem einen Wunsche, daß er Maria einmal sagen möchte, wie lieb er sie habe; und als sie es in Prosa nicht hören will, versucht er es auf dem Wege der Poesie, zieht sich aber trotz des ungeheuern Schwunges seines Gedichts eine tüchtige Abweisung zu. Denn bei Maria geht die Sache nicht sehr tief; steht doch ihr Schmerz darüber, daß sie von ihrem Gatten nicht verstanden wird, in keiner Wechselwirkung mit einem Fluten und Ebben ihrer Empfindungen für Georg. Nur daß der Brief ihres Gatten, der die hochgespannten Gefühle der jungen Frau bitter enttäuscht, die Erinnerung an das Liebesglück ihrer Schwester und damit das Bild des Freundes ihres

Schwagers in ihr wachruft — sonst bleiben die beiden Hauptströmungen ihrer Seele fast ohne Berührung mit einander. Man sieht, es ist alles sehr lose und locker angelegt; kein tieferes Problem spannt unser Interesse, kein Hauch einer starken Leidenschaft trübt die Seelen dieser guten Menschen.

Aber selbst wenn der Verfasser durch eine kunstvollere Verschlingung der Fäden und eine tiefere psychologische Begründung den Leser etwas mehr für seine Geschichte zu interessiren verstanden hätte, auf die Dauer hätte es ihm kaum gelingen können. Denn solche Herzensgeschichten verlangen unsere ungeteilte Aufmerksamkeit; unser Blick darf von diesen kleinen Dingen nicht durch größere Ereignisse abgelenkt werden; man darf keine erschütternden Begebenheiten daneben stellen, wenn diese Dinge uns nicht als klein und unbedeutend vorkommen sollen. Und in welche Umgebung hat Herr Ebers diesen Stoff gebracht?

Aus dem großen Kampfe der Niederländer um ihre Unabhängigkeit, aus dem heldenhaften Ringen eines kleinen Volkes gegen gewaltige Übermacht, aus diesem erschütternden Schauspiel hat er den ergreifendsten Akt ausgewählt als „Spalier, um das sich die Ranken seiner Erzählung schlingen sollen.“ Wahrscheinlich, es wäre kein Wunder, wenn die Feuersbrunst des gewaltigen Kampfes die kleinen flackernden Flämmchen dieser bescheidenen Ehestands- und Herzensgeschichten so mächtig überstrahlte, daß sie völlig daneben verschwänden.

Ist das nun wirklich der Fall? Entschädigt uns der Dichter für die Abminderung des Interesses an seinen Helden und ihren Herzenskämpfen durch anderes, was er uns dafür bietet? Wenn wir nicht Muße und Stimmung haben, uns an den kleinen Blüten seiner poetischen Ranken zu ergötzen, wird uns dafür Ersatz durch eine packende Schilderung jener großen Ereignisse? Reißt er uns mit fort in die Begeisterung jener Tage? Zeigt er uns in ergreifenden Bildern das Wüten der Spanier, ihr Brennen und Sengen, ihr Blündern und Morden? Führt er uns die fanatische Begeisterung der Holländer vor, jene verzweifelte Stimmung, jenen unbeugsamen Todesmut, der seinen Ausdruck findet in jener wilden Prahlerei der Leydener, mit der sie in der Zeit der äußersten Not den Spaniern zuriefen: „Wir wollen uns jeder den linken Arm abschneiden und essen, und mit dem rechten uns weiter wehren.“ Sehen wir die Bilder grausamen Elends vor uns, die den Verzweiflungskampf der unglücklichen Stadt begleiten, Hunger und Not, Krankheit und Tod? Jene bestialische Erbitterung, die das Herz des getöteten Feindes verzehren will, aber es wieder ausspeit, weil es zu bitter sei?

Wir erhalten freilich eine breite Schilderung der Belagerung, und die einzelnen Stadien des Kampfes machen wir alle mit durch: wir erfahren von den Ausfällen der Bürger (wenn auch nicht von dem Preise, der für jeden Kopf eines getöteten Feindes ausgesetzt war); wir begleiten die Flotte der Geusen, die den Entsatz bringen soll, von einem durchstochenen Damme zum andern,

liegen mit ihr still, wenn Ostwind weht, und warten voll Pein auf das Umschlagen des Windes; wir hören auch, daß viele sterben, und daß die Lebensmittel knapp und knapper werden und eine genaue Verteilung derselben stattfindet. Das alles wird mit vielem Detail geschildert. Aber auch hier wird unsere Erwartung getäuscht; recht gewaltig und lebendig wird die Schilderung nirgends. Es bleibt bei Einzelheiten, und vor allem fehlt es an der nötigen Steigerung. Die chronikalische Geschichtserzählung giebt uns diese Steigerung durch zahlenmäßige Angabe der abnehmenden Lebensmittel, durch die immer wachsenden Ziffern der täglichen Ertrankungs- und Todesfälle. Im Roman muß uns das greifbarer entgegentreten; an denen, die uns nahe stehen, müssen wir schauernd selbst erleben. Da genügt es nicht, wenn sie Hunger haben und mager werden; im Kreise der Haupthelden muß der Tod furchtbare Ernte halten, wir müssen sehen und fühlen, nicht bloß auf Treu und Glauben uns erzählen lassen. Was geschieht bei Herrn Ebers? Des Bürgermeisters Töchterchen und der prinzliche Kommissar Bronkhorst, das sind aus dem Kreise der Bekannten die einzigen Opfer, die der Tod fordert. Dem gegenüber macht es keinen großen Eindruck, wenn Adrian auf einem einzigen Ausgange neun Leichenbegängnisse zählt — wir müssen uns zwingen, es ihm zu glauben.

Fehlt so bei der Schilderung der Not und des Glends durch die Schuld des Dichters die unumgängliche Steigerung, der offenbar vor starker Wirkung Scheu hat und gerne auch diese schwere Zeit für seine Helden möglichst glimpflich abgehen lassen möchte, so ist derselbe Mangel an Steigerung bei der Erzählung der Entsatzversuche zum Teil in der Sache begründet. Wenn man eine Karte der Umgebung von Leyden hätte, dann könnten wohl die mit anderen Namen sich immer wiederholenden Situationen einiges dramatische Leben gewinnen — so aber erregt diese in der Sache selbst liegende Wiederholung nur das Gefühl der peinlichsten Ungeduld, die Leute dauern uns, und wir können doch weder ihnen noch uns helfen.

Hat aber Herr Ebers die Schwierigkeiten, die sich ihm bei Schilderung der äußeren Begebenheiten entgegenstellten, nicht zu überwinden vermocht, wie steht es um den andern, wichtigeren Punkt: Ist er in den Geist der Zeit eingedrungen? Ist hier seine Feder den Anforderungen des Stoffs gewachsen gewesen?

Hier liegt der größte Mangel des Romans, hier trifft den Dichter der schwerste Vorwurf. Von dem Geiste der Zeit entwirft Ebers ein geradezu gefälschtes Bild. Der Befreiungskrieg der Niederlande war zum überwiegenden Teile ein Religionskrieg geworden; nicht nur Niederländer standen gegen Spanier, vor allem standen Protestanten gegen Katholiken; so faste Philipp, so fasten die Niederländer den Kampf auf. Daß dieses religiöse Moment den nationalen Gegensatz bei weitem überwog, das zeigt vor allem der Umstand, daß die katholischen südlichen Staaten sehr bald darauf ihren Frieden mit Spanien machten; denn der nationale Gegensatz, der auch dort schroff genug war, ließ sich be-

gleichen; der religiöse nicht. Und daß die Niederlande wußten, was es galt, nämlich die Freiheit des Glaubens zu verteidigen gegen Gewissenszwang, das zeigt mehr als alles die Belohnung, die sich Leyden ausbedang: eine neue Universität wurde gestiftet, eine Hochburg der Wissenschaft und des neuen Glaubens. Diesen Kernpunkt der Sache, den religiösen Charakter des Krieges, verdunkelt Ebers geflissentlich. Ursprünglich waren, wie gesagt, nationale und religiöse Motive gemischt; aber eine weise Sonderung dieser beiden Triebfedern mag der rückschauende Betrachter vornehmen, Sache jener kämpfenden Zeiten war es jedenfalls nicht, nur das eine in den Vordergrund zu stellen, das andre zurückzudrängen. Damals galt es für die Führer der Bewegung, vor allem aufzuregen, nicht abzuwiegeln. Fene billige Denkweise, die den klugen Mann in ruhigen Zeiten ziert, die jedem giebt und läßt, was ihm zukommt, ist aufgeregten Zeiten nicht eigen. Wer an der Spitze einer Partei steht, die um ihre Existenz kämpft, der muß ganz für seine Sache eintreten, der haßt am Feinde alles, Rationalität und Glauben, den darf man auch nicht Reden halten lassen, welche der indifferenten Toleranz des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts entsprechen und des Beifalls des wohlbedenkenden Durchschnittsmenschen unsrer Tage sicher sind; bei den Niederländern jener Tage würde er kein Verständnis gefunden haben.

Man höre, was Herr van Hout, der Stadtsekretarius, zu den Knaben in der Schule sagt, nachdem er ihnen durch einen Vergleich mit den Perseerkämpfen der Griechen die Bedeutung des Kampfes klar zu machen gesucht hat (S. 6): „Aber versteht mich nicht falsch — hie Spanien, hie Niederlande heißt das Geschrei, und nicht hie römisch, hie reformirt. Dem Herren mag wohl jeder Glaube recht sein, wenn der Mensch nur ernstlich bestrebt ist, auf Christi Wegen zu wandeln. Am Himmelsthron wird nicht gefragt: Papistisch, calvinisch oder lutherisch? sondern: Wie warst du gesinnt oder wie hast du gehandelt? Achtet jedermanns Glauben, aber den, der gegen die Freiheit des Vaterlandes mit dem Zwingherrn gemeinsame Sache macht, den mögt ihr verachten.“ Man braucht neben diese Toleranzpredigt nur das Wort der Geusen zu stellen: „Lieber Türk, als Papst,“ um den ganzen Widersinn einer solchen Rede unter solchen Verhältnissen zu begreifen. Auch damit wird sich Herr Ebers kaum decken können, daß etwa einzelne „bevorzugte“ Geister auch in jener Zeit schon auf höherem Standpunkte gestanden hätten. Eine solche Ausnahme in den Mittelpunkt stellen (denn nicht umsonst ist diese Rede gleich in den Anfang gestellt, sie giebt den Grundton der Stimmung des ganzen Buches an), das heißt doch den ganzen Standpunkt verrücken, heißt tendenziös und falsch schildern. Von dem Haß der Protestanten gegen die Katholiken ist in dem Buche fast keine Rede, und ebensowenig von dem Haß der Katholiken gegen die Protestanten. Der strenggläubige katholische Priester Vater Damianus verdenkt es den Niederländern nicht, wenn sie gegen die Spanier aufstehen; er sucht sogar den jungen Wibisma durch

einen etwas kindlich durchgeführten Vergleich der Niederländer und Spanier mit einem Rosse und seinem Reiter dahin zu bringen, daß auch dieser Katholik sich auf die Seite seiner Landsleute stelle; den Bannfluch des Papstes gegen die Niederländer ignoriert dieser „Staatskatholik“ vollständig. Und er ist bis auf einige episodische Figuren der einzige katholische Priester, der im ganzen Roman vorkommt. Welch verzerrtes Bild giebt das!

Dafür, daß der historische Charakter jener Zeiten in seinem Hauptpunkte verfehlt ist, kann chronikalische Treue in Einzelheiten und Außerlichkeiten nicht entschädigen. Details allein bringen den Geist der Zeit nicht zum Ausdruck, am wenigsten solche, die nicht in den Gang der Handlung organisch verwebt sind. Und vieles macht in der That den Eindruck bei der Lektüre aufgelesener und zusammengeraffter „Notizen, die dem Autor bemerkenswert, selten(?) oder belustigend erschienen“ (Worte der Widmung) und die er deswegen mit „angebracht“ hat. Die Namen der Persönlichkeiten, die Herr Ebers auftreten läßt, sind zum guten Teil historisch, sowohl auf spanischer, wie auf niederländischer Seite; auch von den Nebengestalten beruhen die meisten auf Überlieferung. Manche davon sind auch zu recht hübschen Charakterbildern erweitert: so der Fechtmeister Allertsjohn, der freilich eine durchaus episodische Rolle spielt und ohne Schaden für die Haupthandlung wegfallen könnte, in die er nur durch die Tötung des Don Luis d'Avila, des Gemahls der Anna Hoogstraten, eingreift, welcher allenfalls auch auf andre Weise umgebracht werden könnte. Auch die chronikalisch überlieferte Gestalt des Wirtes Quatgelat ist gut verwertet. Aber viele Züge tragen doch gar zu sehr den Stempel des lediglich Chronikalischen. Was hilft es uns, wenn wir lesen, daß die Musiker Wilhelm, Henrika und Georg bei ihrem Gange nach dem spanischen Lager der Kutsche begegnen, die „Magdalena Mons, die Tochter einer angesehenen holländischen Beamtenfamilie, nach einem Besuche bei ihrem Verehrer und späteren Gatten, dem Maestro del Campo Baldez, in den Haag zurückführt?“ Von dieser Dame, ihrer Familie u. s. w. ist sonst nirgends im ganzen Romane die Rede; die Kutsche sammt Inhalt bleibt auch von den Personen des Romans (ganz nach Verdienst) völlig unbemerkt, es ist nichts als ein Abfall der vorbereitenden Lektüre, eine daraus geschöpfte Notiz, die Herrn Ebers „bemerkenswert, selten oder belustigend“ vorgekommen sein muß, bei deren Einfügung aber gar kein Zweck ersichtlich ist — es müßte denn die Beschreibung der Kutsche sein, die bei dieser Gelegenheit gegeben wird, und Kutschen kommen sonst im Roman allerdings nicht vor. Die selige Mühlbach pflegte in ähnlichen Fällen ein „historisch“ in Parenthese oder als Anmerkung beizufügen; aber das betraf doch immer noch Äußerungen historischer Persönlichkeiten, die möglichst in den Zusammenhang des Romans verarbeitet waren.

Ein andres Beispiel der ganz mechanischen Art, wie Herr Ebers chronikalisch verbürgte Thatfachen seinem Roman einverleibt, ist folgendes: Vor berichtet in seinem „Vorprolog“: Die Bürger scharmügelten täglich mehr und mehr, so-

wohl die ältesten, als die jüngsten. Unter andern war da ein Junker von sechzehn Jahren, Leuten (kleiner Leu) genannt, der den Namen des Löwen mit Recht wohl mochte tragen; denn er hatte sich schon in der ersten Belagerung nicht wie ein Junge, sondern wie ein Löwe gezeigt, was der Stadt Feinde zu Leydersdorp zu ihrem Schaden mehr als sie wünschten erfahren hatten. Dieser vorbenannte Leuten war darnach — in einem Scharmügel im Grase liegend zum Knecht gemacht und gefangen worden, und haben sie ihm zunächst Nase und Ohren abgeschnitten und darnach an den Behen aufgehängt — dann haben sie nach ihm geschossen, vorher aber von ihm und einem andern, den sie gefangen hatten, viel von der Stadt Gelegenheit gehört.“ Dieser Knabe ist eine charakteristische Figur für jene Zeiten, charakteristisch durch sein Thun und durch sein Leiden; aber freilich nur ein Umriss, den der Dichter auszuführen hätte. Hören wir nun, was dieser Leuten oder Löwing, wie ihn Herr Ebers in der niederdeutschen Form nennt, im Roman für eine Rolle spielt. In der schon erwähnten Toleranzrede sagt Herr van Hout: „In solcher Zeit gilt's Männer. Auch Knaben haben sich tüchtig bewährt. Der Ulrich dort an eurer Spitze darf seinen Spitznamen Löwing mit Ehren tragen.“ Und am Schlusse der Rede heißt es: „Löwing, bleib zurück, ich möchte dir etwas sagen.“ Diese ausdrückliche Erwähnung des Knaben und mehr noch die besondre Anrufung und die in Aussicht gestellte Mitteilung machen uns entschieden auf ihn aufmerksam, wir erwarten ein Eingreifen von ihm in die Handlung. Dies geschieht aber nicht. Nur einmal erfahren wir noch von ihm: der junge Nikolaus Matenesse von Wibisma sagt (S. 421): „Aber mein Vater denkt anders. Er hat den Mut, von den Spaniern Gutes zu hoffen. Von den Spaniern! Ich habe sie kennen gelernt in diesen Monden! Einen tapfern Leydener Burschen, Ihr kanntet ihn wohl bei seinem Spitznamen «Löwing,» den er wahrhaftig verdient hat, den nahmen sie im redlichen Kampfe gefangen, und dann — mir graust noch jetzt, wenn ich daran denke, dann haben sie ihn aufgehängt mit dem Kopfe nach unten und ihn zu Tode gemartert. Ich war dabei u. s. w.“ Diese Sache giebt dann mit den Ausschlag, daß der katholische Junker zu den Geusen geht. Das ist die ganze Verwertung dieser Notiz. Es findet sich nichts darin, was nicht in der Chronik stünde.

So äußerlich aufgesetzte Flicker können uns für den Mangel der historischen Treue im Großen nicht entschädigen, vollends wenn sie, wie bei andern Gelegenheiten, noch durch modernisirende Behandlung entstellt werden. Im Lager des Baldez fand sich, als es den befreiten Leydenern in die Hände fiel, eine Karte von der Umgegend der Stadt, und auf dieser ein paar lateinische Worte von des Baldez Hand mit einigen grammatischen Schnitzern. Das wird von Herrn Ebers benutzt (S. 454). „Seht, seht!“ rief der Knabe, „hier hat sich der große Maestro del Campo verewigt (man hüte sich vor Mißverständnissen!) und da steht auch sein Name. Hört, hört! Der Rektor hängt ihm den Esel um den Hals, denn da steht es: «Castelli parvi! Valete civitas, valete castelli parvi,

relicti estis propter aquam et non per vim inimicorum!» O dieses Heupferd! «Castelli parvi!» «Was heißt das?» fragte der Geuse. Fahre wohl, Leyden, lebt wohl ihr kleinen Castelli, ihr werdet verlassen wegen des Wassers und nicht wegen der Macht der Feinde. Parvi Castelli. Das muß ich der Mutter erzählen“. Wer teilte nicht die kindliche Freude unsres Adrian über das „Heupferd“ Baldez? Schade, daß er nicht eine Klasse höher sitzt, um dem „Heupferd“ auch noch das inimicorum statt hostium aufnutzen zu können. Auch noch an einer andern Stelle muß das schlechte Latein der Spanier zu schulmeisterlichen Witzchen herhalten (S. 5), für die in weitem Kreise das Interesse fehlen dürfte.

Aber nicht nur literarisch, auch antiquarisch greift Herr Ebers nicht eben immer glücklich auf die Quellen zurück: bei seiner mehrfachen Benutzung niederländischer Gemälde. Sicher wird eine wahrheitsgetreue, den Eindruck der Echtheit machende Schilderung jener Zeit außer auf einem umfassenden Verständnis der Historie auch auf einer ausreichenden Kenntnis gleichzeitiger Kunstdenkmäler beruhen müssen; sie sind ja die lebendigsten und unverfälschtesten Zeugen und in reicher Fülle vorhanden. Aber die Art, wie Herr Ebers niederländische Bilder selber mit Worten nachmalt oder sie gar von Personen des Romans uns beschreiben läßt, hat etwas Erzwungenes, nicht aus der Sache heraus Gewachsenes; man merkt Absicht und wird verstimmt. So schildert (S. 65) der Knecht des Freiherrn Matenesse von Wibisma diesem den Anblick, den am Tage vorher die Wiese beim Wirtshause des Peter Quatgelat geboten: „Halb Leyden war draußen, und wir ließen uns von dem Schwarm mit hinausziehen. Auf dem Grasplatz da drüben, das war ein Leben und Lärmen. Dudeldum — Hübütt, Hübütt — Dudeldum — Geigengequitsche und Dudelsackgeleier hörten nicht auf. Dazwischen jauchzte das tolle Volk; es gellt mir noch in den Ohren. Spiel und Tanz und kein Ende! Die Kerle warfen die braunen und blauen und roten Strumpfbeine in die Luft, wie die Fiedel es wollte, — die Röcke flogen, und mit dem Mädcl im rechten Arm und dem Bierkrug hoch über dem Kopfe, daß der Schaum nur so spritzte, ging es rundum, rundum. Es gab ein Schreien und Jubeln, als hätte sich jede Butterblume im Gras in einen Goldgulden verwandelt.“ Eine recht hübsche Schilderung (bis auf die in der Luft fliegenden roten und blauen „Strumpfbeine,“ womit wohl die mit roten und blauen Strümpfen bekleideten Beine gemeint sind); man denkt an manchen Ostade oder Jan Steen, den man gesehen. Aber das ist eben der Fehler: weiter hat diese Schilderung keinen Zweck; in den Gang der Erzählung ist sie nicht verflochten, es ist keine aus der Handlung herausgewachsene Situation, sondern ein angehängter Bierat, und nimmt sich zudem in dem Munde des Knechtes sehr sonderbar aus. Es ist, als wenn man einen gewöhnlichen Mann unsrer Tage von einem Schützenfeste so reden lassen wollte, wie etwa ein Rezensent aus den Aenauschen Schützenkönig beschreibt. Andres ist ja nicht gar so äußerlich aufgesetzt und giebt sich nicht so aufdringlich als Beschreibung, so z. B. die Schilderung der

Wirtsstube des Peter Quatgelat. Im vierzehnten Kapitel, das von dem Schmause beim Bürgermeister handelt, lesen sich zwar einige Seiten ganz wie ein Abschnitt aus einem catalogue raisonné, aber hier liegt doch ein direkter Zusammenhang vor, und vor allem erzählt Herr Ebers selbst, dem wir die Fähigkeit zur Abfassung eines solchen gern und eher zutrauen als einem Reiterknecht. Ein andres Bild, der Jahrmarkt (Kapitel 16), ist stark mit modernen Farben übermalt. Die Beschreibung des angulus im Gasthaus zum „Wechsel“ ist mit allerlei Detail angefüllt, das ohne alle Einwirkung auf den Fortschritt der Handlung bleibt und das halbe Kapitel füllt: in dem so ausführlich geschilderten Lokal geschieht bei seiner ersten Erwähnung (Kapitel 25) nichts, als daß der Bürgermeister Georg auffordert, in sein Haus zu gehen; zwei Kapitel später werden wir dann noch einmal hingeführt, um eine Menge kleiner Anekdoten aus der Geschichte der beiden Belagerungen aufgetischt zu bekommen.

In solchen Gesprächen übrigens und auch sonst im Roman fallen häufig altertümlich gefärbte Redewendungen auf, mit denen Herr Ebers seinen Stil historisch aufzuputzen sucht. Aber auch hier sind es Brocken, die in dem großen modernen Brei vereinzelt herumschwimmen und das Kraut nicht fett machen. So ist z. B. gleich der Titel Bürgermeister zwar sprachlich ebenso richtig als das in der älteren Sprache übliche Burgemeister, das ja auch Goethe gebraucht („Nein, er gefällt mir nicht, der neue Burgemeister“); aber die Form ist schon früher selten gebraucht worden (Grimm zitiert sie nur aus Stiellers Lexikon und aus Chr. Weises „Drei klügten Leuten“), ist jetzt absolut ungebrauchlich und macht daher nur den Eindruck des Gesuchten. Manche andern Ausdrücke klingen bedenklich an Freytags Ahnensprache an. Die Mutter des Musikers Wilhelm hört ihren Sohn spielen und sagt: „Wie das jammert und jauchzt; wenns ihm die Seele erleichtert, in Gottes Namen! Aber die Därme sind teuer, und zwei Saiten wird es wenigstens kosten.“ (S. 107). Der Hausmeister Belotti schildert dem Musiker Wilhelm seine Heimat: „Ich fürchte fast, daß es nur wenig gläserne Fenster in Resina giebt“ (S. 157.) Der Wirt Aquanus sagt: „Der deutsche Junker will mir nicht mehr gefallen, aus der singenden Lerche ist ein mausernder Nachtvogel geworden“ (S. 360.) S. 375 heißt es: „Freilich die Hunde und Katzen hängen auch schon an manchem Spieß und sind in viele Pfannen gewandert.“ Ebenda wird die Fechtübung, die der Junker Georg von Dornburg leitet, folgendermaßen geschildert: „Mitten im Hof stand eine mit Berg gefüllte, mit Leder überzogene menschliche Figur, welche an der linken Seite der Brust ein rotes Blatt in der Form eines Herzens trug. Auf dieses mußten die Ungeübteren stehen, um Hand und Auge zu üben; die andern stellten sich einander gegenüber und fochten unter Georgs Leitung mit stumpfen Rappieren unblutige Zweikämpfe aus.“ Es ist das ganz dieselbe absichtlich knappe, gesucht schlichte Redeweise, dieselbe Ausführlichkeit in der Schilderung bekannter Dinge und Vorgänge, als wenn sie allen unbekannt wären und einer ausführ-

lichen Beschreibung bedürften wie bei Freytag. Bei dem vereinzelt Vorkommen solcher archaisirenden Wendungen wird natürlich der Zweck, dem Roman altertümliches Kolorit durch sie zu geben, ebensowenig erreicht wie durch die andern schon charakterisirten Mittelstücken.

Ist demnach der Roman als „historisch“ im großen wie im kleinen als mißlungen zu bezeichnen, was läßt sich anders über das Werk als Roman schlechtthin sagen? Nun, wir meinen, daß unser Urteil hierüber durch die bisherigen Erörterungen schon so ziemlich gegeben sei. Die Anlage des Ganzen ist durchaus verfehlt. Die eigentliche Fabel verschwindet gegenüber dem ungehörlich in die Breite gehenden Beiwerk. Die Hauptfabel wird von der Nebenfabel, und beide zusammen von dem historischen Hintergrunde beiseite gedrängt und fließt eigentlich nur tropfenweise. Es giebt ganze Kapitel, in denen für die Haupthandlung so gut wie nichts geschieht, z. B. in der Schilderung des Jahrmarkts. So kommen die einzelnen fesselnden Momente derselben nicht zur Geltung. Daß sie deren hat, wer wollte das leugnen? Herr Ebers ist ja vorzugsweise „ein sinniger Dichter.“ Lassen sich auch gegen die psychologische Grundlage seines Romans begründete Einwendungen erheben, so bietet er uns doch einzelne feine Züge, die den guten Beobachter verraten. Die verschiedenen Versuche Peters van der Werst z. B., seine Frau mit an der Sorge für das Gemeinwohl teilnehmen zu lassen, die aber an der gezwungenen Absichtlichkeit scheitern; die knabenhafte Neigung Adrians für die schöne Henrika, für deren Befreiung vom Kopfschmerz durch das Mittel des Marktschreiers er das ganze Jahrmarktsgeld opfert; die Art, wie der alte Doktor Bontius Frau Maria zur Hilfeleistung bei der kranken Henrika herbeiholt, dann aber durch seine vergreifenden Bestimmungen ihr die Freude des Helfens zum guten Teile vordirbt — dies und manches andre ist sinnig erdacht und ansprechend geschildert. Aber das bleiben Bruchstücke, Ansätze, die der Verarbeitung in den Zusammenhang erst noch bedürften. So könnte der Doktor recht gut fördernd oder hemmend in die Annäherung der Gatten eingreifen; so bleibt der Umstand, daß Henrika die Liebe Georgs zu Maria bemerkt, ohne allen Einfluß, ebenso wie Henrika's stille Neigung zu diesem keinen Knoten der Verwicklung schürzt. Kurz, es fehlt auch hier die sorgfältige Durcharbeitung. Trotz allen hübschen Details bleibt der Roman Flick- und Stückwerk! Und diesen Eindruck des Halbfertigen, Unausgeglichenen, Unbefriedigenden hinterlassen endlich auch die einzelnen Gestalten. Im ganzen sind sie ja nicht übel gezeichnet. Freilich sind es meist keine besonders scharf markirten Charaktere. Nur zwei haben einen wirklich originellen Anstrich: des Bürgermeisters Schwester Barbara mit ihrer Spruchweisheit und der Fechtmeister Allertssohn mit seiner Suite von Quart, Terz und Seitenssekunde und mit seiner Seelenwanderungslehre. Aber der letztere weist eigentlich seine Berechtigung nicht recht nach; der breiten Ausführung dieser mit sichtlich Vorliebe geschilderten Gestalt entspricht nicht ihre Bedeutung für die Entwicklung der Handlung.

Und dieses Buch, das in der Fabel dürftig, in der Ausführung breit, im historischen Charakter vergriffen und verfehlt ist, dieses durchaus mittelmäßige und nicht im geringsten spannende, ja sagen wir's gerade heraus: dieses langweilige Buch hatte zu Weihnachten bereits neun Auflagen erlebt! Wie in aller Welt ist so etwas möglich? Irgendwelche Vorzüge haben dem Buche die vielen Käufer nicht verschafft; denn selbst solche vorausgesetzt, so hätten sie doch bis dahin nicht so allgemein bekannt sein können. Nein, die Sache ist einfach die: Herr Ebers ist Mode — oder wie es vielleicht bald heißen wird: Herr Ebers war Mode.

Daß er in so hohem Grade Mode geworden ist, verdankt er einem glücklichen Griff, der den Geschmack des Publikums traf, seiner weitherzigen Anschauung in Bezug auf historische Treue und seinem freilich in festgezogene Grenzen gebannten Talente. Seine ersten ägyptischen Romane hatten zunächst und vor allem den Reiz der Neuheit für sich. Eine unbekannte Welt von eigenartiger Natur sich durch kundige Hand im verklärenden Schimmer der Dichtung nahegerückt zu sehen, das reizte, und es reizte umsomehr, als in dieser unbekanntem Welt lauter bekannte Leute umherliefen, die sich zwar in ägyptische, griechische, römische Gewänder gehüllt hatten, aber weder verbergen konnten, noch verbergen wollten, daß sie Fleisch von unserm Fleisch, hübsche brave Durchschnittsmenschen des neunzehnten Jahrhunderts seien. Es war eine amüsante Maskerade, der man mit Vergnügen beiwohnte. Man sah im fremden Gewande dieselben Leute, über die man sich auch sonst freute, ärgerte oder empörte. Man reichte so vollständig mit dem Gedankenvorrat aus, mit dem man die Bedürfnisse des täglichen Lebens befriedigt, man blieb so ganz in seiner Bequemlichkeit, und hatte doch eine hübsche Abwechslung. Die Belehrung, die man sich in der „Ägyptischen Königstochter“ noch etwas unbequem aus den Anmerkungen holen mußte, wurde dann mundgerechter mit der Romantabel zugleich servirt und ging um so leichter ein, da sie immer darauf hinauslief, daß eigentlich schon damals alles so gewesen sei wie jetzt, nur ein klein bißchen anders. Die Romantabel war nicht schlechter als andre; wenn auch die Stärke des Herrn Ebers nicht gerade in der Konzeption, in der Verwicklung und in der psychologischen Vertiefung liegt, so waren doch die Fabeln der ersten Romane, besonders *Uarda*, gut und sorgfältig ausgeführt; hübsche Einzelheiten und sinnige Bemerkungen fesselten; vor allem bot die Schilderung des Zuständlichen, aller Vermutung nach aus voller Kenntnis heraus und jedenfalls fesselnd geschrieben, so viele interessante Dinge, es ergaben sich so überraschende Parallelen mit der Gegenwart, daß man sich ausgezeichnet unterhielt.

Aber mit der Zeit wurde die Sache doch ein wenig ausgedehnt; mit der Neuheit verlor sich der Reiz, denn ein paar Jahrhunderte ab und zu machten für das große Publikum keinen Unterschied aus. Auch Herr Ebers hielt wohl schließlich den Stoff für genügend ausgebeutet; sein „*Kaiser*“ wurde ausdrücklich

als der letzte Roman angekündigt, den der „berühmte Verfasser“ auf ägyptischem Boden spielen zu lassen gedächte. Regte sich doch bereits bei den letzten Romanen eine Opposition, von der zu befürchten stand, daß sie, wenn auch zunächst auf kleine Kreise beschränkt, an Boden gewinnen würde. Die „Schwestern“ gaben sogar den Stoff zu einer Schrift Heinrich Steinhausens: „Memphis in Leipzig,“ in der gegen die Eberssche Art, die Vergangenheit zu modernisieren und die modernsten und subjektivsten Anschauungen in historisches Gewand zu kleiden, entschieden zu Felde gezogen wurde. Steinhausen wies z. B. auf die Verzerrung hin, die dabei herauskommt, wenn Herr Ebers uns schildert, wie er sich die Ansichten vorstellt, die Ptolemäus Euergetes darüber ausgesprochen haben könnte, welches die Auffassung des Psalmenisten über göttliche Dinge sei. Auch Sprache und Stil des gefeierten Dichters unterzog Steinhausen einer scharfen, aber durchaus gerechtfertigten Kritik. Mit andern Waffen unternahm den Angriff ein Pseudonymus Chr. v. Husen (am Ende gar auch Steinhausen?), der in einem bei D. Wigand erschienenen Roman „Kausifaa“ eine scharfe Parodie auf die ganze Art der Ebersschen Romanfabrikation und ihrer mise-en-scène gab. Er wollte offenbar den Versuch machen, was in Bezug auf übertreibende Modernisierung, Alltäglichkeit der Sprache, Seltsamkeit der Erfindung das Publikum sich bieten lasse, ehe es hinter den Scherz käme. Von der Wirkung dieses Romans konnte nicht viel in die Öffentlichkeit dringen. Die „Kritik“ merkte entweder die Absicht gar nicht, oder wo sie dieselbe merkte, schwieg sie, mochte es nun sein, weil sie gegen die Tagesströmung nicht ankämpfen, oder weil sie die Mystifikation, die der Verfasser beabsichtigt, nicht vorzeitig enthüllen wollte.\*) So ist denn die Bedeutung des Namens „Ebers“ im großen Publikum noch immer keine geringe, wenn auch das Prestige desselben durch die „Schwestern“ und mehr noch den „Kaiser“ stark ins Wanken gekommen ist. Namentlich bei dem letzteren zeigte der Vergleich mit dem gleichzeitig erschienenen „Antinous“ von Taylor, wie weit die oberflächliche und flüchtige Art, mit der Herr Ebers arbeitet, hinter einer wahrhaft ersten und künstlerischen Produktion zurücksteht.

Mit welchen Schwierigkeiten freilich ein Umschwung der öffentlichen Meinung hier zu kämpfen hat, dafür giebt einen ergötzlichen (und zugleich kläglichen) Beleg folgende wahre Anekdote. Ein Herr äußert in einer Gesellschaft, daß ihm der „Kaiser“ gar nicht gefallen habe; er habe ihn nicht zu Ende lesen mögen (wird wohl manchem so gegangen sein und wird bei der „Frau Bürgermeisterin“ noch viel mehr so gehen). Da tritt eine Dame zu ihm mit den Worten: „Wie freue ich mich, aus Ihrem Munde dies Urteil zu hören! Mir ist es ebenso gegangen, ich habe mich aber geschaut, es auszusprechen, ich dachte,

\*) Eine Fortsetzung dieses Romans, die kürzlich erschienen ist, scheint den Zweck zu haben, die Wirkung noch zu verstärken und die Bombe zum Platzen zu bringen.

ich würde für ungebildet angesehen werden.“ Sie sagte das aber doch möglichst leise, damit nicht allzuvielen Ohren ihre keizerliche Ansicht hörten.

Indessen der Umschwung wird sich unaufhaltbar vollziehen. Was Mode ist, kommt auch aus der Mode; und in der Regel erscheinen uns später die früheren Moden unsäglich abgeschmackt. Herr Ebers selbst trägt redlich dazu bei, daß das Publikum seiner überdrüssig werde. Mit seinem Idyll „Eine Frage“ hat er einen entschiedenen Mißerfolg erlitten; das Büchlein hat nur zwei Auflagen erlebt, und über seine tödliche Langweiligkeit ist allseits ein achtungsvolles Stillschweigen beobachtet worden. Mit der „Frau Bürgermeisterin“ hat sich Herr Ebers gar auf ein Gebiet gewagt, wo er nicht heimisch ist, und wo sein Hauptfehler, die rücksichtslose Modernisirung der Gedanken- und Gefühlswelt seiner Gestalten und zum Teil sogar der Zustände umsomehr auffällt, weil er geradezu zu einer Geschichtsfälschung geworden ist, über die alle Fülle chronikalischen, kunsthistorischen, kunstgewerblichen Kleinrats nicht hinweghilft. Zudem ist die Fabel unzulänglich, nicht genügend durchgearbeitet und ausgefeilt, das Ganze nicht einmal spannend geschrieben. Und so erhebt sich hier weder das Wollen noch das Können zu der Höhe, die man bei einem Manne voraussetzt, der unter den ersten Romanschriftstellern der Gegenwart genannt zu werden pflegt — nicht einmal zu der Höhe, die Herr Ebers in seinen früheren Werken erreicht hat. Das Buch macht den Eindruck — mit Bedauern sprechen wir es aus —, als ob es nicht mehr der „Geist“ wäre, der den Verfasser zur Produktion treibt, sondern als ob er andern, irdischeren Mächten verfallen wäre. Diese aber ziehen herab, den Schriftsteller und seine Werke.



## Ein Abend bei den musikalischen Meinigern.



ie man im Englischen zwischen „Ich danke — ja“ und „Ich danke — nein“ unterscheidet, so muß man seit kurzem, wenn man von den Meinigern spricht, vorausschicken, ob man die theatralischen oder die musikalischen Meininger meint. Die Schauspielgesellschaft Sr. Hoheit des Herzogs von Meiningen ist seit Jahren eine Berühmtheit und ein Muster; bald wird es auch die Hofkapelle desselben Fürsten sein.

Als vor ungefähr zwei Jahren Hans von Bülow, eben in Hannover frei geworden, nach Meiningen als „Intendant der Hofkapelle“ berufen wurde, da war es leicht vorauszu sehen, daß nun die Musikwelt von der lieblichen „Harfenstadt an der Werra“ etwas Außerordentliches zu erwarten habe. Es sah dem Herzoge nicht ähnlich, und Herrn von Bülow ebensowenig, daß jene „Intendantur“